



# Landesgrenze als Sprachgrenze im alemannischen Dreiländereck

Von Prof. Dr. Heinrich Löffler

Das Thema ließe sich auch so formulieren: Gemeinsame Mundart in unterschiedlichem Gebrauch<sup>1</sup>, oder: Die sprachlichen Verhältnisse in der Regio Basiliensis.

Was dabei interessant sein soll, wird sogleich deutlich, wenn man sich ein paar Besonderheiten dieses politischen Dreiländerecks am Rheinknie mit Bezug auf die sprachlichen Verhältnisse vergegenwärtigt.

Das gesamte schweizerdeutsche Sprachgebiet, an dessen nordwestlicher Grenze man sich in Basel befindet, gehört dialektgeografisch zur sogenannten Alemannia, zur alemannischen Mundart. Der Schweizer Teil bildet eigentlich nur das südliche Drittel des gesamten alemannischen Gebiets. Die Deutschschweizer, die Elsässer, die Südbadener, ja selbst die Südwürttemberger und die Vorarlberger in Österreich sprechen dieselbe Mundart, jedenfalls nach Aussage der wissenschaftlichen Dialektgeografie. Auch wenn das Ohr nicht ganz überzeugt ist: die Schweizer Landesgrenze im Nordwesten gegen das Elsaß und das Badische, auch im Nordosten am Bodensee und im Rheintal bildet keine sprachgeografische Grenze. Die Deutschschweizer Mundart ist Teil eines größeren Sprachgebiets und damit keine Schweizer Besonderheit. Straßburg, Mülhausen im Elsaß, Freiburg, Offenburg im badischen Rheintal, Stuttgart, Tübingen im Württembergischen, Konstanz, Lindau, Bregenz am Bodensee gehören alle derselben alemannischen Mundart an. Die Berner und die Stuttgarter sprechen also dieselbe Mundart: es will einem nicht so recht in den dialektografischen Sinn. Man hegt den Verdacht, daß die dialektografische Gemeinsamkeit eine künstlich-wissenschaftliche ist, wie z. B. das Finnische und Ungarische sprachgeschichtlich ebenfalls demselben Typus zugehören, ein Finne jedoch nicht ein einziges Wort Ungarisch versteht und umgekehrt. Die alemannische Gemeinsamkeit könnte vielleicht eine Erfindung einiger panalemannischer Sprach- und Kulturpfleger sein, die gerne grenzüberschreitende Kultur- oder Wirtschaftsräume hätten, die man dann mit wohlklingenden Namen wie Regio Basiliensis bezeichnen kann.

Ein Blick auf eine sprachgeografische Karte zeigt jedoch, daß die so angesprochene Regio am Rheinknie tatsächlich mitten in

<sup>1</sup> Dieser Beitrag ist die verkürzte Fassung eines Vortrags, der auf der Jahresversammlung des Deutschschweizerischen Sprachvereins am 26. April 1986 in Olten gehalten wurde.

einem Dialektgebiet liegt und daß weit und breit keine bedeutende Dialektgrenze oder „Isoglosse“ das Gebiet vom Elsaß oder von Baden abschneidet. Karl Bohnenberger, einer der ersten und bedeutendsten Erforscher des Alemannischen, hat seine Forschungen zwischen dem Wallis und der württembergischen Nordgrenze in einer Gesamtdarstellung des Alemannischen zusammengefaßt und die wichtigsten Sprachgrenzen im Innern des Alemannischen und nach außen hin in einer Karte dargestellt.<sup>2</sup>

Das Deutschschweizer Gebiet ist tatsächlich nur ein Teil des Alemannischen. An keiner Stelle legen sich die Binnengrenzen an die schweizerische Landesgrenze. Was man als Hauptmerkmal der Schweizer Mundarten nennt: die Verschiebung des *k* zu *ch* in *chind* oder *chopf* und die Monophthonge *î, û, ü, îs, hûs, hût* statt *Eis, Haus, heute*. Diese Kennzeichen reichen beträchtlich über die Landesgrenze hinaus ins Badische und Elsässische. Manche mögen glauben, die *k*-Verschiebung höre an der Nordwestgrenze auf, weil schon der Basler sagt: *kasch kô* statt *chasch chô*. Die Stadt Basel bildet jedoch eine einsame Sprachinsel inmitten einer Mundartlandschaft, die ‚chind‘ und ‚chopf‘ als Merkmale aufweist.

Die bedeutenden alemannischen Binnengrenzen liegen im Innern der Schweiz — und dann weiter nördlich in Baden-Württemberg; auf der Höhe des mittleren Schwarzwaldes und nördlich des Bodensees. Die nördliche Außengrenze, das Ende des Alemannischen, durchzieht dann das mittlere Baden-Württemberg: knapp südlich von Karlsruhe, nördlich von Stuttgart, wo die fränkische Mundart beginnt. Auch jene Außengrenze nach Norden hält sich an keine politische Grenze: Es gibt keine badische oder württembergische Mundart. In Baden redet man im Süden alemannisch, im mittleren Teil fränkisch oder pfälzisch. In Südwürttemberg gilt das Niederalemannische, im mittleren Württemberg das Schwäbische, als eine alemannische Teilmundart, und im Norden das Fränkische. Das Elsaß ist in seiner ganzen Ausdehnung Teil des Niederalemannischen und grenzt im Norden ans Pfälzische und Lothringische, zwei fränkische Mundarten.

Die Ostgrenze des Alemannischen — auch das ist meistens nicht bekannt — liegt mitten im Freistaat Bayern: bei Augsburg am

<sup>2</sup> Karl Bohnenberger, Die alemannische Mundart. Umgrenzung, Innengliederung und Kennzeichnung. Tübingen 1953, Karte im Anhang. — Peter Wiesinger, Die Einteilung der deutschen Dialekte. In: Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung, hrsg. von Werner Besch u. a., 2. Halbbd. Berlin, New York 1983, Karte 47.5: Das Alemannische, S. 831.



Grenze, und — was auch noch erwähnt werden muß — neben der angeblichen gemeinsamen Mundart ist es auch noch die gemeinsame Religion oder Konfession, die gewissermaßen unter der Grenze hindurchläuft: der elsässische Sundgau ist katholisch wie die angrenzenden Schweizer Ortschaften im Leimental und Birseck. Und auch auf badischer Seite besteht einerseits eine reformierte Gemeinsamkeit zwischen dem badischen Markgräfler Land und dem Kanton Basel-Stadt, andererseits grenzen alte vorderösterreichische, katholische Gebiete ans katholische Elsaß.<sup>4</sup>

Es wird immer komplizierter mit mutmaßlichen Voraussagen über die tatsächlichen sprachlichen Verhältnisse und deren Begründung. Die sprachgeografische These „Eine gemeinsame Mundart in drei verschiedenen Ländern“ befriedigt nicht so recht. Die staatliche und kulturgeschichtliche Verschiedenheit wird wiederum unterlaufen durch wirtschaftliche und andere, volkstümliche Gemeinsamkeiten und die grenzüberschreitenden Konfessionen. Es wundert einen daher nicht mehr, wenn man angesichts der komplizierten Zusammenhänge wenig über die tatsächlichen mundartlichen oder sprachlichen Verhältnisse weiß. Wenn man die vorhandenen Sprachatlanten der Schweiz und vom Elsaß genauer studiert, ist die fragliche Ecke mit der Stadt Basel im Grunde ausgespart: Basel bildet nämlich, wie bereits erwähnt, eine dialektgeografische Insel. Basel müßte eigentlich 100 km weiter nördlich in der Nähe von Straßburg liegen. Die Besonderheiten werden immer zahlreicher: als letzte sei genannt, daß Basel wohl die einzige Stadt vergleichbarer Größe ist, deren Stadtdialekt oder Stadtsprache nicht auf die Umgebung abfärbt, das Umland also nicht, wie etwa Zürich oder Bern oder Stuttgart oder Köln, fest in die sprachliche Umarmung nimmt. Rund um Basel grenzt man sich ab. Niemand möchte außerhalb Basels baselstädtisch reden. Und dennoch ist das Baselstädtische keine rückläufige Mundart. Obwohl sie sich geografisch nicht ausbreitet, ist sie vital und fest verankert und hat keinerlei Zeichen eines Niedergangs oder einer Vermischung. Dabei ist nicht nur an das Altbaslerische gedacht, sondern an die baselstädtische Mundart, wie sie die Jungen heute in der Schule und auf der Straße reden.

Im Prinzip gilt schon in allen drei Ländern eine einheitliche Sprache — Alemannisch —, doch in ganz und gar anderem Gebrauchszusammenhang und in einer verschiedenen komplementären Verteilung mit den anderen sprachlichen Möglichkeiten.

<sup>4</sup> Nach Silvine Spindler, *Géographie lexicale dans la Regio*. Diss. Phil. Straßburg 1978.

Roland Ris bezeichnet die Landesgrenze der Schweiz denn auch nicht als Mundartgrenze, sondern als „pragmatische Sprachgrenze“, d. h. eine Grenze der unterschiedlichen Verwendung.<sup>5</sup> Auch Rudolf Hotzenköcherle geht in seinem postum erschienenen Buch „Die Sprachlandschaften der Schweiz“ (1984) auf dieses Problem kurz ein: Schweizerdeutsch ist nach Hotzenköcherle eine Gefühlsrealität, „welche doch auch des eigentlichen linguistischen Substrats nicht ganz ermangelt“<sup>6</sup>. Man hätte gern eine Deckung dieser Gefühlsrealität mit sprachlichen Fakten, die an der Landesgrenze enden. Hotzenköcherle betont, daß das Verschiedenheitsgefühl eher auf Unterschieden in der Schriftsprache als auf solchen in der Mundart beruhen. Die Landesgrenze ist demnach eine Grenze der Schriftsprache. Damit gerät aber der letzte Pfeiler unseres sprachlichen Weltbildes auch noch ins Wanken, denn wenn eines überhaupt in der Schweiz und im übrigen deutschen Sprachgebiet gleich ist, dann doch die gemeinsame Schriftsprache.

Hotzenköcherle bezieht sich auf die Arbeit von Stephan Kaiser von 1969/1970 über die Besonderheiten der deutschen Schriftsprache in der Schweiz und auf Rudolf Schilling über die romanischen Elemente in der deutschen Sprache in der Schweiz.<sup>7</sup> Es seien der vermehrte Gebrauch von Fremdwörtern in der Schweizer Schriftsprache und ihr „Reliktcharakter“, ihre Alttertümlichkeit, die das Schweizer Hochdeutsch kennzeichneten. So hätten wir nun den seltsamen Fall, daß die Deutschschweiz im Vergleich zum nördlichen Nachbar nun gerade nicht in bezug auf die Mundart altmodisch ist, sondern dort immer die modernere Sprachentwicklung aufweist, sie ist vielmehr altmodisch im Gebrauch der Schriftsprache.

Hotzenköcherle meint ferner: Die Mundart erscheine im übrigen deshalb diesseits und jenseits der Grenzen homogen, weil Mundartforschung immer bei bodenständigen, alteingesessenen Leuten aus dem Bereich der Landwirtschaft betrieben wird. Und dann wird gewöhnlich nach vergangenen Zuständen gefragt, so daß man schnell bei einer historisch-landwirtschaftlichen Gemeinsamkeit anlangt, die allerdings recht museale Züge trägt.

<sup>5</sup> Roland Ris, Dialekte und Einheitssprache in der deutschen Schweiz. In: *International Journal of Sociology of Language* 21, 1979, S. 51. — Vgl. auch Walter Haas, Die deutschsprachige Schweiz. In: *Die viersprachige Schweiz*, hrsg. von Robert Schläpfer, Zürich 1982, S. 122 ff.

<sup>6</sup> Rudolf Hotzenköcherle, *Die Sprachlandschaften der Schweiz*, hrsg. von Niklaus Bigler und Robert Schläpfer, Aarau 1984, S. 20 ff.

<sup>7</sup> Stephan Kaiser, *Die Besonderheiten der deutschen Schriftsprache in der Schweiz*, 2 Bde. (Duden-Beiträge 30a/30b), Mannheim 1969. — Rudolf Schilling, *Romanische Elemente im Schweizerdeutschen* (Duden-Beiträge 38), Mannheim 1970.

Gesamtalemannische Gemeinsamkeit der bäuerlichen Lebensweise, Verschiedenheit auf dem Gebiet der Schriftsprache auf kulturell-literarischer Ebene, oder: Gemeinsamkeit der einfachen Leute und Verschiedenheit der Gebildeten — alles Tatsachen, die wir gern umgekehrt gesehen hätten.

Wir haben vor kurzem im Deutschen Seminar in Basel versucht, die Gefühlsrealität mit Fakten sprachlicher Art zur Deckung zu bringen, die an der Grenze enden. Einige Studenten sind in die Telefonkabinen beiderseits der Grenze gegangen: dort fängt es an, konkret zu werden: nicht nur die Farbe der Häuschen ist verschieden — gelb gegen grau —, auch die Sprache unterscheidet sich. Dieselbe Erfahrung wurde am Bahnhof gemacht: man spricht anders vom Zugfahren und der Reisetchnik in der Schweiz und in Deutschland (im Elsaß sind die Fahrpläne und Erläuterungen gleich gar französisch). Einige haben Weiteres untersucht in Zeitungen, Inseraten, Warenkatalogen, und dann sind wir zu den Leuten gegangen und haben sie nach einem einheitlichen Fragebuch, das der SDS (Schweizerdeutsche Sprachatlas) entwickelt hatte und von andern fortgeführt wurde, befragt.

Die bestehenden Unterschiede als Gefühlsrealität lassen sich nach ihrer sprachlichen Basis in fünf Bereiche gliedern:

### *1. Die Mundart selbst*

Es gibt tatsächlich merkliche Unterschiede auf kleinstem Raum: Für das Gesamtalemannische mögen diese unerheblich sein, für das Ohr sind sie nicht zu überhören.

Eine Detailstudie entlang der elsässisch-schweizerischen Grenze hat sechs Ortspaare herausgegriffen und sie in den beiden Sprachatlanten des Elsasses und der Schweiz auf gemeinsame und unterschiedliche Wörter hin untersucht. Auch hier kam heraus: die meisten Wörter sind auf beiden Seiten der Grenze bekannt und im Gebrauch. Die Grenze zum Sundgau hin ist eine relativ junge Grenze aus der Zeit des Wiener Kongresses (1814). Dennoch ergaben sich kleine, aber bemerkenswerte lexikalische Unterschiede<sup>8</sup>:

1. Ein jeweils anderes Wort hat man beiderseits der Grenze für Dinge des privatesten, elementarsten Lebensbereichs, für kör-

<sup>8</sup> Zum Vergleich wurden die Materialien des SDS-Sprachatlas der deutschen Schweiz, bearbeitet von Rudolf Hotzenköcherle und Rudolf Trüb u. a., Bd. I ff. 1962 ff., und ALA-Atlas Linguistique et Ethnographique de l'Alsace, hrsg. von Ernest Beyer und Raymond Matzen, Bd. I. Paris 1969, und eigene Befragungen herangezogen.

perliche Äußerungen, Krankheiten und Gebrechen. So Substantive für „Flecken auf der Haut“ (*Môse, môn, môl, Flücke*); „Mumps“ (*Wochadipl und Ohremiggeli, Mumpf*); *Purzelbaum* oder *Chopfuussbirdsle*; „Schienbein, Fußknöchel“ (*Schinbai, Wâde, Chnôde, Chnöchel*); dann Verben für „kneifen“ (*pfätze*), „kreischen“, „ruhen“, „schielen“, „stottern“, „weinen“ (*grîne, briele, hüle*) usw.

2. Es gibt das gleiche Wort, aber in verschiedener Aussprache, bei: Bein, Beule, Schienbein, Sommersprossen, fürchten und anderem mehr.

3. Bei manchen Wörtern hat die Schweizer Seite mehrere Ausdrücke: *Purzelbaum*, Schnupfen, heiser, gähnen (*heiser, heiserig, helserig*), an den Haaren ziehen (*zieh, zupfe, züpfе, rupfe, risse*). Das ist ein auffälliges Ergebnis: während im Elsaß ein Einheitswort gilt, hat die Schweiz zum gleichen Wort noch Variationsmöglichkeiten, oft noch mit verschiedener Aussprache, wohingegen das Elsaß eine einheitliche Aussprache hat. Die Landesgrenze ist somit keine auffällige Mundart- oder gar eine Strukturgrenze. Trotzdem trennt sie das eher einheitlich-starre Elsaß von den lexikalisch vielseitigeren und variantenreicheren Schweizer Ortschaften gegenüber der Grenze.

Auf Schweizer Seite ist bei den sechs Ortschaften kein Einfluß der Stadt Basel ersichtlich. Im Gegenteil: Kontrollaufnahmen, die wir an zwei Stellen selbst gemacht haben (in Schönenbuch und Neuwiller, gleich am Stadtrand von Basel) zeigen deutliche Lautunterschiede zur Stadt hin; dabei ist der elsässische Ort manchmal sehr viel näher am Baseldeutschen als der Schweizer Ort.

Hier ist ein Phänomen angedeutet, das sich entlang der gesamten alemannischen Landesgrenze der Schweiz bemerkbar macht: Wenn an der Landesgrenze Laut- und Wortunterschiede vorliegen, dann hat die Schweizer Seite den moderneren, entwickelteren Lautstand und den variantenreicheren Wortschatz. Das heißt, die Schweizer Mundart ist vitaler und lebendiger als die badische und elsässische. (Hierzu stimmen auch ähnliche Beobachtungen von Erich Seidelmann, Freiburger Sprachatlas zu den Hochrheinorten: Rheinfelden, Laufenburg, Säckingen.<sup>9</sup>) Man muß sich an diese Tatsache erst gewöhnen: Die Schweizer Seite hat für einmal den moderneren Sprachstand als der nördliche Nachbar. Man ist sonst ganz allgemein immer an das Gegenteil gewöhnt.

<sup>9</sup> Erich Seidelmann, Die Stadt Konstanz und die Sprachlandschaft am Bodensee. In: Forschungsbericht Südwestdeutscher Sprachatlas (Studien zur Dialektologie in Südwestdeutschland, Bd. 1), Marburg 1983, S. 156—202.



Ein weiteres interessantes Phänomen deutet sich entlang der Sprachgrenze an: Der Rhein hat bei Basel auf Grund seiner Funktion als Verkehrsachse ein früher einheitliches und zusammenhängendes Mundartgebiet mit modernen Sprachformen vom linksrheinischen Norden her aufgespalten und städtische, moderne Sprachformen eingefügt.

Es ist nicht die Landesgrenze Rhein, sondern die Verkehrsachse Rhein, die als Sprachgrenze wirkt, indem sie ein altes, geschlossenes Gebiet der Länge nach aufspaltet und nördliche Neuerungen einfügt. Diese Entwicklung hat bereits im Mittelalter eingesetzt. In unserem Südwestdeutschen Historischen Atlas von 1979 konnten wir zeigen, daß Basel immer schon die moderneren Schreibformen hatte, und zwar bereits im 14. Jahrhundert.<sup>10</sup>

Die Staatsgrenze, besser noch die Rheingrenze, ist tatsächlich und entgegen der Behauptung der Mundartgeografie eine Mundartgrenze. Das Sprachgefühl der Menschen täuscht also nicht. Die Unterschiede sind nicht sehr auffällig, betreffen oft nur Variationen, aber sie sind doch bemerkbar. Das Altmodische jenseits der Grenze läßt sich bei genauerem Befragen sogar konkret als starren Wortschatz und eine einheitliche Aussprache angeben. Die Unterschiede sind bemerkbar, aber bei weitem nicht so schwerwiegend wie etwa gegenüber dem Zürichdeutschen oder noch östlicherer Ostschweizer Mundart. Sie genügen jedoch, um ein sprachliches Grenzgefühl zu erzeugen.

## 2. Die sogenannte Umgangssprache

Auffälliger sind andere Unterschiede: Auf deutscher Seite gibt es die sogenannte *Umgangssprache* als Mischung von Mundart und Schriftsprache, d. h. eine mundartgefärbte Annäherung an das Hochdeutsche mit vielen Verschleifungen. Das ist nicht dasselbe, wie wenn der Schweizer mit mundartlicher Färbung Schriftdeutsch spricht: er bildet korrekte Endungen und Formen. In der deutschen Umgangssprache gelten hingegen Verschleifungen der Formen und der Syntax: *sensemal*, *hense kei Auge im Kopf*, *mir könnnes gar nit erwarte* usw. Umgangssprache liegt grammatisch-lautlich zwischen Mundart und Schriftsprache, und sie wird im alltäglichen, öffentlichen, aber nicht offiziellen Verkehr angewendet. Das gibt es auf Schweizer Seite nicht. Die allgemeine öffentliche Sprechsprache ist dort der Ortsdialekt. Die deutsche Umgangssprache — nicht Mundart, nicht

<sup>10</sup> Historischer Südwestdeutscher Sprachatlas (HSS), von Wolfgang Klieber, Konrad Kunze und Heinrich Löffler. Karten- und Textband, Bern, München 1979.

Schriftsprache — irritiert den Schweizer sehr. Man hört vielfach, daß man lieber einen Film im englischen oder französischen Originalton ansieht als in der deutsch-umgangssprachlichen Synchronisation. Und von Kindern weiß man, daß sie gegen deutsche Comics und Sprechblasen Aversionen haben, weil das nicht ihre Sprechsprache ist. In der Schweiz müßte in den Sprechblasen Dialekt stehen.

Die deutsche Umgangssprache hat für die Deutschen fatale Folgen. Unsere Studenten von der badischen Seite haben im schriftlichen Ausdruck oft größere Schwierigkeiten als die Basler Kommilitonen, weil ihnen diese Zwischensprache in die Quere kommt und eine Sprachunsicherheit oder einen saloppen Stil hervorbringt, der nicht aufs Papier gehört. Die Umgangssprache wirkt wie ausgetretene Schuhe: sie ist sehr bequem, aber nicht vorzeigbar oder salonfähig.

Gelegentlich wird darüber diskutiert, ob es in der Schweiz nicht auch eine Umgangssprache gebe, nicht zwischen Mundart und Dialekt, sondern ganz im Dialekt angesiedelt, auch als verderbte, saloppe, wenig gepflegte Variante des inoffiziellen Sprechens. Ich glaube, daß es sie gibt; sie läßt sich nur nicht von anderen Varianten unterscheiden, weil die Laute die gleichen sind wie im Dialekt.<sup>11</sup> (Schluß folgt)

<sup>11</sup> Eduard Strübin, Zur schweizerdeutschen Umgangssprache. In: Schweizer Archiv für Volkskunde 72, 1976, S. 97—145.

## Lebensweisheiten

### Wenn die Sprache nicht stimmt

Wenn die Sprache nicht stimmt, dann ist das, was gesagt wird, nicht das, was gemeint ist.

Ist das, was gesagt wird, nicht das, was gemeint ist, so kommen keine guten Werke zustande.

Kommen keine guten Werke zustande, so gedeihen Kunst und Moral nicht. Gedeihen Kunst und Moral nicht, so trifft die Justiz nicht.

Trifft die Justiz nicht, so weiß das Volk nicht, wohin es Hand und Fuß setzen soll.

Also dulde man keine Willkürlichkeit in den Worten.

Das ist es, worauf es ankommt.

*Konfuzius („Buch der Gespräche“, 500 v. Chr.)*